

# Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

## Deutschen Rundschau

Nr. 57.

Bydgoszcz/Bromberg, 11. März

1938

### Die Nacht von Sabanna.

Ein Hünf-Autoren-Roman von

Horst Wiernath, Hugo M. Krich, Roland Marwick,  
Gans Rabl, Wilhelm Scheider.

Copyright by Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H.  
München 1937.

(10. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Alice näherte sich ihm langsam. Wenige Meter von ihm entfernt, blieb sie wie angewurzelt stehen.

Eisiger Schreck überslutete ihr Herz. Sie sah sein Profil, es war sehr hart. Deutlich verriet der zusammengepresste Mund seine düstere Stimmung. Sein sonst so gelundes und gebräuntes Antlitz erschien ihr grau und eingefallen, wie nach durchwachter, durchtanner Nacht. Er war also doch nicht mit allem fertig geworden . . . oder war Dexter ihm gestern Abend noch einmal begegnet?

Endlich fand Alice den Mut, auf ihn zuzutreten. Mit einer hastigen Bewegung riß er sich herum, richtete sich steif auf und ein seltsam verhaltener, verquälter Blick streifte sie. Dann nickte er ihr kurz zu und sein Mund wurde ein wenig weicher. Aber er lächelte nicht. Als er ihr die Hand reichte, war es ein rascher, kühler Druck. In völlig konventioneller Haltung stand er vor ihr.

Bestürzt sah sie zu ihm auf. „Du hast schlecht geschlafen, Tom?“

„Überhaupt nicht.“

Sein Blick glitt von ihr ab, er wies auf die Küste und fragte kühl: „Gefällt's dir?“

Sie schwieg einige Sekunden. Dann antwortete sie leise — und die Erregung schwang in ihren Worten: „Nichts gefällt mir, wenn du leidest.“

„Es geht vorüber“, murmelte er.

Eine Weile standen sie schweigend nebeneinander. Howard blickte weiter zur Küste hinüber, manchmal nahm er den Felsfächer vor die Augen. Alice wagte es nicht, ihn anzublicken. Sie wagte auch nicht, irgendwelche Fragen zu stellen. Die Angst schnürte ihr die Kehle zu. Schließlich erwähnte sie, daß man vor dem Ausbooten doch noch frühstücken müsse, Miami würde bald in Sicht kommen. Er schloß sich ihr an. Der Speisesaal war wieder sehr voll. Alice suchte Dexter, erblickte ihn aber nicht. Das beruhigte sie ein wenig.

Der Steward servierte rasch. Howard aß einen Pfirsich, von den Speisen rührte er nichts an. Alice trank hastig eine Tasse Tee. Dann fragte sie nach Peggy.

Da glitt zum ersten Mal ein schmales Lächeln über seine Züge. „Sie will hüßen“, sagte er, „sie geht nicht an Land. Der Verzicht auf den Ausflug — das ist die Strafe, die sie sich selber diktiert hat. Damit will sie die Stärke ihres Charakters beweisen. Sie fällt eben von einem Extrem ins andere.“

Dann war wieder das peinvolle Schweigen zwischen ihnen. Alice bemerkte, daß Thomas häufig seine Blicke herumschweifen ließ, als ob er jemanden suche. Schließlich

gab er es auf und starrte wieder vor sich hin. Wenige Minuten später brachen sie auf. Mitten im Gewühl der Passagiere, auf einem der Promenadendecks, legte Alice ihre Hand an seinen Arm. Sie mußte eine Entscheidung erzwingen. Mit bebender Stimme fragte sie: „Tom — warum bist du so zu mir?“

Er sah rasch auf sie hinunter, abwägend, prüfend, aber auch das Verquälte war wieder in seinem Blick. Er antwortete nicht. Er machte sich von ihrer Hand frei und ging weiter.

An der Reling blieben sie stehen. Ausrufe wurden laut. Die weißen Hochhäuser von Miami kamen in Sicht. Auf dem Strand der weitgeschwungenen Bucht sah man jetzt große, bunte Sonnenschirme. Einige Frischaufsteher badeten schon in der matten Brandung. Eine Luxusjacht kam vorüber. Kleine Segler legten sich in die Brise.

„Ich verstehe dich ja“, flüsterte Alice, „du glaubst mir nicht. Heute nacht sind dir alle Zweifel wieder aufgestiegen. Du glaubst, daß zwischen mir und Dexter . . .“

Er schüttelte den Kopf. Er vermied es weiter, sie anzusehen. Eine seltsame Starre lag jetzt über seinem Antlitz, eine unfassbare Härte.

Alice versuchte noch einmal, eine Antwort zu erzwingen: „Du warst gestern Abend zum zweitenmal mit Dexter beisammen?“

„Nein“, sagte er kurz, „du irrst dich. Aber bitte, laß das!“

„Auch du verzichtest auf den Landausflug?“

„O nein, ich gehe. Mit dir natürlich. Aber ich bitte dich, nicht mehr zu fragen.“

Seine Stimme wurde weicher. Sie atmete auf, der Druck wich ein wenig. Ganz leicht schmiegte sie sich an seinen Arm. Er zog ihn zurück. Gleich darauf begann er hastig, als wolle er sich betäuben, ihr die Entstehungsgeschichte Miamis zu erzählen. Sie begriff, daß er seine nagenden Gedanken verjagen wollte.

Er sprach von den wilden Jahren nach dem Kriege, vom Bodenspekulationsfieber. 1924 waren zweieinhalb Millionen Amerikaner nach Florida gewandert, lauter Glücksjäger und Grundstückspekulanten. Es war die gigantischste Jagd nach dem Dollar, die Amerika je erlebt hatte, sie hatte den Kalifornien- und Alaskarummel des vorigen Jahrhunderts weit übertroffen. „Die Millardäre“, sagte Howard, „die dünnelhaftesten Wesen der Welt, sie waren die eigentlichen Gründer von Palm, Beach und Miami. Sie pflanzten Palmen an die Küste des ewigen Frühlings und bauten Marmorvillen im Stil Havannas. Natürlich verbrachten sie nur die Winterwochen in Florida. Zuerst waren sie ganz unter sich, aber dann kamen die kleinen Finanzgötter. Plötzlich begannen die Bodenpreise zu steigen und das Fieber setzte ein. Heute ist der Grundpreis in Miami um die Hälfte höher als in der Fifth Avenue in Newyork, wo die Erde bisher am teuersten war.“

Er sprach nüchtern und sachlich. Aber sie hörte kaum, was er sagte.



Eine Reihe schneeweißer Barkassen schoß heran. Es war halb zehn Uhr. Die „Queen of Havana“ lag auf der Reede, draußen vor Miami. Die Passagiere machten sich zum Ausbooten bereit, das Fallreep wurde heruntergelassen. Die Hochhäuser der Hotelbauten schimmerten in der Sonne. Es war nicht heiß, die Brise kühlte die Luft. Es war die Temperatur eines milden Frühlingstages. Die Barkassen legten sich vor den Dampfer und nahmen die ersten Passagiere auf.

Alice fühlte, wie nervös Tom plötzlich war. Ganz unvermittelt erzählte er von einem Freund, der sich seinerzeit am Gründungstaukel Floridas beteiligt hatte und elend zugrunde gegangen war. Dabei blickte er dauernd um sich. Unzweifelhaft erwartete er das Erscheinen Dexters. Aber Dexter ließ sich nicht blicken.

Erst als die ersten vollbesetzten Barkassen sich in Fahrt setzten, entschloß sich Howard, gleichfalls eines der großen weißen Motorboote zu besteigen. Schon war das Boot mit Menschen vollgestopft, schon löste es sich vom Fallreep, als in letzter Sekunde ein junger Mann von der „Queen“ herübersprang. Es war Dexter. Alice sah zufällig den Vorgang nicht, ein sehr hochgewachsener und breiter Mensch verdeckte ihr die Sicht nach hinten. Doch Howard hatte es bemerkt. Es zuckte um seinen Mund und ein grauer Schatten huschte über sein Antlitz.

In wenigen Minuten waren sie am Kai. Alice fühlte, wie die Unruhe Howards ständig anwuchs. Nun hatten sie den Biscayne-Boulevard, Miamis Prachtstraße, erreicht. In vier Zügen, zwischen Reihen von Palmen, schossen die Autos dahin: ein phantastischer Anblick! Schweigend gingen sie an den Portalen der Hotelpaläste vorüber. Plötzlich sagte Howard: „Mein Gott, jetzt habe ich meinen Photoapparat vergessen. Eine dumme Sache, ich muß zurück. Verzeih mir!“

Sie versuchte es ihm auszureden, aber er beharrte darauf, den Apparat holen zu müssen. Sie wunderte sich: sie hatte niemals bemerkt, daß Tom Aufnahmen machte. Er betrat mit ihr einen hübschen, schattigen Garten, der zu einem der Hotels gehörte, und bat sie, hier auf ihn zu warten. Er würde schon eine Barkasse aufreiben, die ihn rasch zurückbringe.

Sie wartete. Rund herum um sie wurde geküßt und lebhaftes Unterhalten war im Gange. In der Mitte des Gartens stieg ein Springbrunnen seinen silbernen Strahl in die Luft. Von den Blumenbeeten duftete es betäubend. Der Himmel wölbte sich zartblau über den Palmen. Aber Alice sah und hörte nichts, sie war völlig in ihre quälenden Gedanken vergraben. Toms ganzes Verhalten erschien ihr rätselhaft. Warum sprach er sich nicht offen mit ihr aus? Peinigte ihn Eifersucht? Oder hatte er, obwohl er es leugnete, doch heute morgen schon mit Dexter gesprochen?

Plötzlich stand jemand vor ihr. Sie sah hoch — es war Dexter. Sie wollte aufspringen, davonlaufen; aber der ungeheure Schreck lähmte ihre Kräfte. Alles Blut wich ihr aus dem Gesicht.

Dexter lächelte. Es war ein verkniffenes, hinterhältiges Lächeln. Er stand hinter einem Stuhl, ihr gegenüber, seine Hände umklammerten die Lehne. Er beugte sich ein wenig zu ihr vor.

„Darf ich mich zu dir setzen, Dissy?“

„Nein!“

Trotzdem setzte er sich. Jetzt hatte sie sein Antlitz ganz dicht vor sich, nur der kleine Tisch war zwischen ihnen. Das war nicht mehr das gutmütige und leichtsinnige Junggesellengesicht, das sie früher so gern gesehen hatte — es waren die Züge eines verschlagenen, verdorbenen und hemmungslosen jungen Menschen. Am häßlichsten war wohl die Mundpartie, deren Brutalität sich ihr jetzt offen enthüllte. Unbegreiflich, daß sie diesen Mann einmal ganz gern gehabt, daß sie diesen widerwärtigen Mund einmal geküßt hatte!

Endlich gewann sie ihre Fassung etwas zurück. Mit heiserer Stimme fragte sie: „Wie kommst du hierher?“

Dexter legte die Arme auf den Tisch, beugte sich noch weiter vor und sagte lächelnd: „Ich bin euch gefolgt. Glaubst du, daß ich dich so einfach aufgebe? Da kennst du mich schlecht. Warum ist Howard eigentlich fortgegangen?“

„Das geht dich nichts an.“

„Sag das nicht. Es ist außerordentlich wichtig für mich. Ich denke mir, daß er zum Schiff zurück will. Er ging zu den Barkassen hinunter. So werden wir ja Zeit haben, uns in Ruhe auszusprechen.“

Jetzt wuchsen in Alice die Kräfte des Widerstandes. „Ich wußte nicht, was wir uns noch zu sagen haben.“

Da griff er nach ihren Händen, die sie aber hastig zurückzog.

„Lissy — ich bitte dich: wozu das alles! Die Sache mit Howard ist doch völlig aussichtslos für dich. Es ist unsinnig, wie du dich an ihn klammerst. Du bist doch sonst ein so gescheites Mädel! Immer habe ich von dir geglaubt, daß du mit beiden Beinen auf der Erde stehst.“

„Laß mich in Frieden!“

Lächelnd schüttelte er den Kopf. Dann zündete er sich ruhig eine Zigarette an und begann von neuem auf sie einzusprechen: „Du zwingst mich, von Dingen zu reden, liebe Lissy, die ich eigentlich gar nicht vor dir erwähnen wollte. Willst du nicht lieber darauf verzichten?“

„Wie meinst du das? Ich verstehe dich nicht!“

„Es sind keine angenehmen Dinge, die ich dir zu sagen hätte. Aber das Leben ist nun einmal so. Verzichte lieber darauf.“

„Neue Erpressungen?“

„Mein liebes Kind — es ist wirklich verstiegen von dir, diese Dinge als Erpressungen aufzufassen. Ja, handle in Notwehr diesem älteren Herrn gegenüber, der es verstanden hat, Einfluß auf dich zu gewinnen. Deshalb darf ich auch nicht wählerisch sein in meinen Mitteln. Und den Kampf muß ich führen, Lissy, unbedingt. Ich kann nicht von dir lassen — ich kann es einfach nicht. Du weißt doch, wie es um mich steht. Ich muß dich haben.“

Jetzt lächelte er nicht mehr. Seine Augen braunten in den ihren. Gepreßt mit bebender Stimme, rief er die letzten Sätze hervor. Es war wilde, echte Leidenschaft in seinen Worten.

„Ich kann dir nicht helfen. Ich verabscheue dich. Laß mich!“ stieß Alice hervor.

„Das ist ja alles nicht wahr. Du belügst dich selber.“

„Dich — glaub es mir doch: Du bist mir widerwärtig.“

„Bedaure! Ich kann nicht von dir lassen, weil ich weiß, daß du innerlich bald wieder bei mir bist, wenn du auch augenblicklich von mir abrückst.“

Alices Gedanken wirbelten durcheinander — aber dann, ganz plötzlich, fand sie einen Ausweg. Sie sah Dich fest und entschlossen an:

„Dich Dexter — du hast nur eine einzige Waffe: deine Erpressungen. Du spielst die Nacht von Marion gegen mich aus. Aber diese Waffe werde ich dir aus der Hand schlagen. Noch heute beichte ich Howard alles. Noch heute soll er aus meinem Munde wissen, wie sich die Sache damals wirklich verhielt. Und er wird mir glauben. Weil er mich liebt, wird er mir glauben. Es ist eine andere Liebe als deine.“

Dexter nahm die Mitteilung mit großer Ruhe auf. Er lächelte spöttisch: „Ein Irrtum von dir, liebe Lissy, wenn du glaubst, daß ich nur diese einzige Karte in der Hand habe. Ich dentete dir schon vorhin an, daß du mich nicht zwingen sollst, Dinge anzukündigen, die ich ursprünglich nicht vor dir erwähnen wollte. Zum letztenmal warne ich dich. Ich verzichte darauf, diese Karte auszuspielen, wenn du mir versprichst, hier in Miami mit mir zu verschwinden und Howard aufzugeben.“

„Du machst mich neugierig. Bitte, sag es ruhig!“

Da griff er in die Tasche und zeigte ihr eine kleine goldene Dose, deren Deckel emailliert war. Sie erkannte die winzige Kostbarkeit sofort. Vor Schreck konnte sie kaum atmen. Endlich stieß sie hervor:

„Woher — hast du die Dose?“

„Das weißt du nicht? Aber Kind, was für ein schlechtes Gedächtnis! Du gabst sie mir doch selbst, als ich dich abends in deinem Laden besuchte. Drei Tage sind es erst her und schon hast du's vergessen. Eine hübsche, kleine Schnupstabakdose. Ich verstehe ja nichts davon, aber du sagtest mir, sie wäre sehr kostbar. Jemandem König auf dem alten Kontinent hat sie mal besessen. Du gabst mir ja auch noch andere Dinge: Gemmen und einen Ring. Du suchtest doch die wertvollsten Sachen für mich aus. Natürlich für unsere Flucht, für einen anständigen Start. Komisch, daß man so etwas vergessen kann!“

(Fortsetzung folgt.)



# Der starke Mann.

Eine Geschichte von Robert Jacques.

„... Das ist in diesen Ländern nicht anders. Wer seine Faust zuerst am Kinn des anderen hat, oder, im ernstesten Fall, wer zuerst den Revolver hochbekommt...“

Schreckhaft sah die kleine Frau zu den Augen ihres Mannes auf, in denen das Nachfeuer der tollten Erlebnisse in überfesischen Ländern leuchtete. Zaudernd wollte sie wissen, „Hast du schon einmal einen Menschen...?“

Schmeel meinte nachsichtig beruhigend: „Na, na, kleiner Freigling!“

„Du hast gut reden“, schmolte sie. „Und ich?“

„Was denn, du?“

„Nun, jetzt, wo wir hier in dem einsamen Haus wohnen? Wenn du nachts beim Heimkommen einmal angefallen wirst... oder wenn... hier ins Haus... ein Einbrecher kommt und du auf ihn losgehst, so verwegen und draufgängerisch wie du bist!“

„Nun und?“

„Einbrecher haben immer Waffen! Sie werden dich erschießen. Und was mach' ich dann?“

„Ich geh' ja auch nicht mit der bloßen Faust ins Dunkle, wo sie sitzen.“

Schmeel richtete sich auf — sie hatten dieses Gespräch vor dem Einschlafen am Tag und nach der Rückkehr von der Hochzeitsreise und dem Einzug in die kleine Villa, die sie weit draußen im Vorort gemietet hatten. Er griff in die Tade seines Nachttisches und hob einen Revolver hoch.

„Mut zeigte auch der Mameluck!“ sagte Schmeel, indem er die Waffe zurücklegte. Das Licht wurde gelöscht, und sie schliefen ein.

Mitten in der Nacht fühlte Schmeel, daß die Hand seiner Frau sich hastig auf seiner Schulter verkrampfte.

„Dorit, was ist?“ fragte er.

„Horch!“ flüsterte sie tonlos, mit ersterbender Stimme.

„Horch...!“ Sie saß aufgerichtet im Bett.

Jetzt hörten sie ganz deutlich, wie ein Fuß an Holz anstieß. Kurz darauf quietfachte die Tür der neuen Kredenz, dann fiel ein Glas um. Ganz deutlich hörten sie das Berknallen, wie einen leichten dumpfen Schuß. Durch Schmeels Herz zuckte wie der Schnitt eines haarscharfen Messers ein wilder, lähmender Schrecken. Ein Einbrecher! Seine Gelenke zitterten, als er mit aller Anstrengung sich aus dem Bett zwang.

„Nacht! kein Licht! Kein Licht!“ heulte seine Stimme. Dorit mit lautklopfendem Herzen begann stumm zu weinen.

Der Lärm wurde immer deutlicher. Der Einbrecher oder die Einbrecher hielten das Haus wohl für unbewohnt. Nun fiel ein Stuhl um...

„Was tust du?“ hauchte Dorits Stimme zugleich zitternd durch die Finsternis. Ein neuer Schrecken faßte ihn vor dieser Stimme. Er hörte, wie sie flehend und verzweifelnd in einem schrillen Rausen und doch halb ausgelöscht weiter rief: „Nicht, nicht, geh' nicht, er schießt! Oh, o nicht!“

„Bleib!“ flüsterte er zurück. Er schlich nun ganz dicht an die Tür heran, öffnete sie leise und horchte in den Treppenraum hinab. Der Einbrecher war noch unten. Schmeel hörte, wie er sich zwischendurch zweimal räusperte. Nun stieß Schmeel die Tür auf.

„Nicht, Gerhard, nicht!“ gestellte die Stimme seiner Frau hinter ihm. Er trat hinaus, schlug die Tür zu, räusperte sich laut und hob den Revolver. Obgleich er hörte und wußte, daß er nach unten hätte gehen müssen, stürmte er in die Dunkelheit ungefüß die Stiege hinauf zum Dachgeschoß und stieß dabei ohne sich dessen recht bewußt zu werden, ein indianderhaftes Geheul aus.

Er kam oben an und blieb an der Tür der Mädchenkammer einige Augenblicke stehen. Jetzt stellte er das Geheul ein. Die Geräusche unten schienen sich plötzlich zu überstürzen. Mit kraftlosen Gelenken schoß Schmeel seinen Revolver in dem finsternen Raum ab. Mit einem Mal hörte der Lärm unten vollständig auf, und tiefe Stille brach herein. Schmeel polterte wieder hinab, trat ins

Schlafzimmer, knallte die Tür zu und drehte den Schlüssel um. Er legte sich mit dem Ohr fest an das Holz, teils um zu horchen, teils um sich Halt zu geben. Dort preßte sich an ihn und schluchzte leise vor sich hin.

„Hast du...“, stammelte sie, „hast du ihn... erschossen?“

„Er ist davon!“ sagte er. Sie gingen wieder zu Bett, aber sie schliefen wenig bis zum Morgen. Als sie ins Schlafzimmer kamen, sahen sie das Silber auf dem Teppich vor der Kredenz ausgebreitet. Nichts fehlte. Die Scherben eines der Rheinweingläser lagen dazwischen.

Dann ging Schmeel in den kleinen Vorflur. Die Haustür stand offen und stieß an das Gestell, in das er gestern sein Fahrrad hineingeschoben hatte. Das Gestell war leer. Der Einbrecher hatte, durch den unerwarteten Lärm verschreckt, den Sturm Schmeels auf das Dachgeschoß benutzt, um sich mit dem Rad in Sicherheit zu bringen.

Schmeel verzog mit einer kleinen, nervösen Bewegung, die Mißachtung gegen sich selbst ausdrückte, den Mund. Als er ins Schlafzimmer zurückkam, in dem seine Frau das Silber wieder einordnete, sagte Dorit mit einem strahlenden Blick:

„Wenn du nicht mutig gewesen wärst, Gerhard, hätten wir von dem allen nichts mehr. Aber ich habe deinetwegen eine furchtbare Angst ausgestanden.“

## Die Fugen des Herrn Handn.

Heitere Anekdote von Heinz Raschert.

An einem hellblauen Montag nachmittag, ums Jahr 1764, schlendern zwei junge Männer durch die Wiener Vorstadt.

Während sie langsam einem Wohnhausneubau näher kommen, zupft der Größere — es ist der Jüngere von den beiden — den Kleinen am Armel und fragt: „Hast du keine Lust, etwas zu verdienen?“

„Wer wird denn in dieser armen Gegend einen Quartettgeiger brauchen und bezahlen?“ antwortet der Kleine.

„Nix Quartettgeiger“, verbessert der Große und zeigt auf den Wohnhausneubau, „wie wär's, wenn wir's einmal mit solchen Fugen probierten?“ lacht er und ahmt das Backsteinmauern nach. „Schau, da wird heute gerichtet!“

„Betreten verboten!“ brummt der Polier im Vorbeigehen und sieht die Fremden mißtrauisch von der Seite an.

„Zwei fremde Maurer sprechen um Arbeit zu!“ heuchelt der Große mit Armsündermiene.

„Oh“, schnauzt der Polier und deutet auf den Lichtbaum, „dann sagt mir auch, welcher Spruch heute fällig ist!“

Der Angeredete nimmt stramme Haltung an. Mit einem Blick nach dem First sagt er das Sprüchlein auf. Sein Kamerad plappert es mit.

„Das neue Haus ist aufgerichtet,

Gedeckt, gemauert ist es nicht.

Noch können Regen und Sonnenschein  
Von oben und überall herein.

Drum rufen wir den Meister der Bau

Er wolle von dem Himmelszelt,

Nur Heil und Segen gießen aus,

Hier über dieses offene Haus!

Bewohnen kann's mit rechten Fugen

„Fugen? Zementfugen!“ fällt der Polier dem er ins Wort: „Bewohnen kann's mit Fug und Recht, der Bauer dann, und auch sein Knecht! So heißt das. Na schön, bis auf die Fugen war der Spruch in Ordnung.“

„Die können wir auch verpußen!“ sagt der Große eifrig. Der Polier lacht: „Aber wie! — in einer Stunde ist Feierabend. Doch weil ihr ganz manierlich ausseht, sollt ihr ein wenig Arbeit haben. Könt ihr Lehm kneten?“

„Freilich, freilich“, antworten beide wichtig und kürzen sich auf den Lehmkübel, der vor ihnen steht. Sie hantieren mit der Schaufel, als wär's ein Zahnstocker.



„Habt ihr je solche Tolpatsche gesehen?“ fragt der Polier die grinsenden Gesellen. „Möcht' wissen, wie eure Fugen aussehen, ihr Feiertagsmaurer! Marsch, an die Schornsteine! Versucht's mit Hammer, Kelle und Mörtel. Wehe, wenn ich löchrige Fugen sehe.“ Dem Polier macht es scheinbar Spaß, die beiden Hergelaufenen zu beschäftigen.

Vorsichtig steigen die Fremden die Leiter hinauf. Man gibt ihnen Werkzeug. Die Arbeiter lachen.

Der Ältere hat seine liebe Not, bis er einen Stein auf den Mörtel setzen kann, hängt die Kelle zaghaft in den Arm und beschmiert seinen Rock. Der Jüngere ist flinker. Rasch nimmt er einen Stein, will mit dem Hammer nachhelfen, schwapp — da fallen schon die Brocken zur Seite. Er muß selbst lachen, weil er so ungeschickt ist.

„Versetzt uns nur nicht das Nichts!“ ruft der Polier hinauf.

„Die Fuge war in Ordnung“, antwortet der Große, „nur der Stein taugt nichts.“

„Oder der Arbeiter!“ ist die Antwort. „Hinkl! Wir müssen noch fünfhundert Ziegel bieten, das werdet ihr wohl können.“

Die beiden Fremden krabbeln vorsichtig herunter. „Tonleitern sind mir doch lieber“, seufzt der Kleine, „komm, laß uns abziehen!“

„Ach was“, zischt der Jüngere, „man soll unsere Fugen noch kennenlernen.“

Bald gehen die Ziegelsteine von einer Hand zur anderen. Der Kleine zuckt jedesmal zusammen, wenn man ihm Ziegel zuwirft. Einmal kneift er die Augen zu — weiß der Himmel, was er träumt. Statt dem Nächststehenden seine Ziegelklast zuzuwerfen, wirft er sie in den gelächelten Kalk. Die weiße Brühse spritzt in die Gesichter und besudelt auch tüchtig den Anzug des Träumers. Er hat genug.

Der Jüngere hilft weiter. Da sind noch zwei Ziegel liegen geblieben. Er soll sie hinauftragen und schiebt sie auch unter den Arm. Plötzlich tritt er oben ängstlich auf eine Sprosse und will sich mit beiden Händen festhalten. Im selben Augenblick laufen die Lehmschalen hinunter, einer davon dem vorübergehenden Polter auf den Schädel. Zum Glück verhütet der alte Hut Schlimmes.

„Jetzt hab ich's aber satt mit euch Holzköpfen. Verlaßt den Bau, sonst seht es Prügel“, brüllt der Polier, der seinen Kopf untersucht.

„Entschuldigt oftmals, Meister“, sagt der Jüngere, näherkommend, „beinahe wäre ich gestürzt.“ Er fragt kleinlaut: „Dürften wir vielleicht um etwas Handgeld bitten?“

Wütend schreit der Polier: „Handgeld? Für eure Pöffen? Bald hätt' mir den Kopf zerklagen! Nennt ihr das vollsugig mauern? Was versteht ihr denn von Stoß- und Lagerfugen, he?“

Da treten auch schon die Bauarbeiter zusammen. Bauherr und Bauunternehmer erscheinen. Sprüche werden aufgesagt. Das Haus wird getauft. Nun geht's in die nächste Wirtschaft, zum Nichtschmaus. Die Fremden trotten stillvergnügt hinterdrein. Im Wirtschaftshaus will keine Lustigkeit aufkommen. „Wo bleiben nur die Musici?“ schreit der Polier nach einer Weile aus dem Fenster und reibt sich den Kopf.

Wir lassen uns von euch nicht an der Nase herumführen“, wettern die vor der Tür stehenden, vom Bauherrn bestellten Musikanten und klopfen ärgerlich an ihre Instrumente. „Sollen uns diese beiden ausstechen?“ Sie deuten auf die Fremden, die nicht weit von ihnen stehen.

„Musikanten? Holzköpfe sind das!“

„Nein“, sagt der Fagottbläser und tritt vor: „der Große ist der Dittersdorf, und der andere heißt Joseph Haydn.“

„Aha“, nickt der Polier, „allmählich gehen mir die Paternen auf. Also doch Musikanten? Und ihr wollt Fugen mauern?“ ruft er den Komponisten zu.

„Nein!“ lacht Dittersdorf, „Wir komponieren Fugen und spielen sie!“

„Na, dann kommt alle herein“, ruft der Polier veröhnt, „und spielt eure Fugen auf, bis alles aus den Fugen geht.“



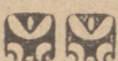
Für 1500 Frank an Zigeuner verkauft!

Wie ein schlechter Roman in neuer Fassung hört sich eine Nachricht an, die soeben von der belgischen Grenze kommt. Danach ist dort ein vierzehnjähriges Mädchen von Zigeunern zwar nicht „entführt“, aber modernem Geschäftsgeist entsprechend, von seinen Eltern selber für 1500 Frank an Zigeuner verkauft worden. Bei dem belgisch-französischen Grenzposten Erquelines traf jedenfalls vor einigen Tagen ein großer Zigeunerwagen ein. Während die Grenzpolizei die Ausweise der aus neun Personen bestehenden Zigeunerkarawane prüfte, sprang plötzlich aus dem Wagen ein vierzehnjähriges Mädchen heraus und erzählte weinend, daß es von seinem Vater an den Zigeunerhauptide für 1500 Frank verkauft worden war. Natürlich wurde die ganze Bande verhaftet und nach Brüssel zurückgebracht.

Oper wird im Gefängnis komponiert!

Der französische Opernkomponist Henri Etienne Mchul, der Schöpfer des neufranzösischen Klassismus, war ein Mensch sehr wechselvollen Charakters, vor allem aber außerordentlich ablenkbar. So gelang es ihm nie, ein größeres Werk vollständig durchzuarbeiten, weil er sich durch die geringste Kleinigkeit aus dem künstlerischen Gleichgewicht bringen ließ. Eines Tages erschien er nun bei dem Pariser Polizeipräsidenten und äußerte eine der seltsamsten Bitten, die jemals von einem Künstler ausgesprochen wurden. Mchul wollte ins Gefängnis aufgenommen werden, um endlich vor anderen und sich selbst Ruhe zu haben und seine große Oper: „Joseph in Ägypten“, in Ruhe zu Ende komponieren zu können.

Monsieur Renoit, der damalige Polizeipräsident, hat sich einen Tag Bedenkzeit aus. Am andern Morgen aber erschienen zwei Polizisten bei Mchul und verhafteten ihn. Mchul wurde in das Untersuchungsgefängnis eingeliefert, wo er in seiner Zelle einen Flügel und hinreichend Schreibzeug vorfand. Unmittelbar darauf erschien der Präsident und fragte den Komponisten, wie lange er brauche, um seine Arbeit zu Ende zu bringen. „Zehn Tage!“ antwortete Mchul. Und tatsächlich, er wurde nicht eine Stunde früher entlassen. Doch diese Zeit reichte aus, um sein bedeutendstes Werk, die Oper „Joseph in Ägypten“, entstehen zu lassen.



„Sie müssen mir einen abkaufen, meine Dame, sonst komme ich nicht wieder runter!“